

I. Der kleine Junfer (1815–1832)

Für den kleinen Junfer Otto gab es kein schöneres Stück Erde, als das Gut Kniephof in Pommern, keinen lieberen Menschen, als seinen Vater, der dieses Gut selber verwaltete. Nie wurde der Junge müde, von seinen Vorfahren väterlicherseits zu hören — von all den tapferen Rittern, Soldaten und Gutsbesitzern, deren Stammbaum bis in die Zeit Karls des Großen zurückführt, die von Zeit zu Zeit in die Geschichte auftauchen und die in der Mark Brandenburg auf ihren Gütern saßen, zwei Jahrhunderte ehe die Hohenzollern dorthin kamen. Als aber die Hohenzollern Markgrafen und Kurfürsten von Brandenburg und später Könige von Preußen wurden, hatten sie keine treueren Diener unter den Adligen des Landes, als die stolzen, kraftvollen Bismarcks.

Das war es, was der Gutsherr Karl Ferdinand v. Bismarck seinem jüngeren Sohne Otto immer und immer wieder erzählte, wenn er ihm die Ahnenbilder zeigte und ihm aus dem Leben jener kräftigen, heldenhaften Männer berichtete. Nie hat der Sohn vergessen, wie der Vater zu ihm sagte:

„Vergiß nicht, daß du ein Bismarck bist! Werde ein treuer Diener deines Königs!“

Drei Kinder von Karl Ferdinand und Wilhelmine v. Bismarck waren klein gestorben. Jetzt hatten sie nur zwei Söhne, die zeitlebens gute Kameraden blieben: Bernhard und der fünf Jahre jüngere Otto, der am 1. April 1815 auf dem Stammisig Schönhausen geboren wurde, dessen Kindheitsparadies aber Kniephof war, wohin seine Eltern 1816 übersiedelten. Otto war seines Vaters Liebling, war ihm in Charakter und

Neigungen ähnlich und hing in großer Liebe an ihm. Mit der Mutter stand er nicht so herzlich. Sie kam aus einer geistig hochstehenden, akademisch gebildeten, bürgerlichen Familie. Sie war die schöne, sehr intelligente und fein gebildete Tochter eines hohen preußischen Staatsbeamten. Sie war kalt, ehrgeizig und herrschüchtig. Für die ländlichen Interessen und den Familienstolz ihres Mannes hatte sie kein Verständnis. Sie verachtete seine gerade, oft derbe Art und seine Freude an Essen und Trinken. Sie liebte das Stadtleben und fühlte sich nur wohl in eleganter und geistreicher Gesellschaft. Von ihr und ihrer Familie hatte ihr Jüngster seine große Intelligenz, seine gesellschaftlichen Gaben und seine Sprachgewandtheit geerbt. Sie sorgte dafür, daß er, neben dem Plattdeutsch seiner Heimat, gleich Hochdeutsch und Französisch sprechen lernte. Er trug noch nicht die ersten Höschen, als seine Eltern eines Tages eine Gesellschaft gaben und der Kleine unbemerkt hineinschlich und sich an eine Ecke des Tafels setzte, wo einige Herren sich auf Französisch über seine Gegenwart wunderten. Der Eine bemerkte:

“C'est peut-être un fils de la maison—ou une fille.”

Zu ihrem Erstaunen sagte der Anirps sofort, in fließendem, tadellosem Französisch:

“C'est un fils, monsieur.”

Er war schon größer — sechs Jahre alt — als seine Mutter sich von einem Magnetiseur behandeln ließ, der ihr den Tod des großen Napoleon berichtete und ihr Manzoni's Gedicht *Egli fù* vordeflamierte. Auf diese Weise hörte Otto von dem Titanen, dessen Flucht von Elba ganz Europa in Atem gehalten hatte, als er, der kleine Junfer, das Licht der Welt erblickte. Nie vergaß Otto diesen Eindruck, dieses packende *Egli fù*, wenn er damals auch sonst nicht viel von den italien-

Im „Zuchthaus“

9

ischen Versen verstand. Seine Sprachkenntnisse, vor allem sein vollendetes Französisch und Englisch, sollten ihm aber später vom größten Nutzen sein.

Wie sein Vater, wäre Otto mit dem Leben und Wirken eines preußischen Junkers auf eigenem Grund und Boden zufrieden gewesen. Aber seine Mutter, erfreut über diesen klugen, lebhaften Sohn, der nie um eine Antwort verlegen war und sich immer zu helfen wußte, wollte durchaus einen Diplomaten aus ihm machen. Sie setzte es durch, daß er schon mit sechs Jahren aus der ländlichen Umgebung Kniephofs gerissen wurde und nach Berlin in eine strenge Erziehungsanstalt kam. Mit seinem Vater machte er die damals mehrtägige Reise in Schlitten, Kahn und Postkutsche. Die Wunder der Großstadt ließen ihn kalt, aber er begrüßte jubelnd die Lächer und Pfützen im Straßenpflaster und vor allem eine Herde Kühe, die gleichzeitig mit dem frischen, rotbäckigen kleinen Junker die breite Prachtstraße Berlins, Unter den Linden, dahinzog.

Im „Zuchthaus“, wie die Schüler scherzend die Anstalt nannten, war Otto, wie er später selber berichtete, kein Musterknabe, sondern „ein Junge, wie alle Jungen“. Freundlich und fröhlich und nie mundfaul, war er bald beliebt unter den Kameraden, die ihn anfänglich spottweise „Junker“ oder „Bon Bismarck“ nannten, bis er sie durch seine scharfen, witzigen Entgegnungen und seine kräftigen Bubensäuste zum Schweigen brachte. Kein schwächlicher oder verzärtelter Junge hätte die spartanische Lebensweise in der nach den Grundsätzen vom Pädagogen Pestalozzi und vom „Turnvater“ Jahn geleiteten Anstalt ausgehalten. Einen Bismarck konnte sie nur kräftigen und stählen. Die Zöglinge schliefen auf harten Matratzen, gingen früh mit Seife und Handtuch an die Pumpe

1-5

im Hofe und hatten dann guten Appetit zum Frühstück, das aus Milch und trockenem Brot bestand. Zum zweiten Frühstück und zum Vesper gab es Brot mit Salz, zum Mittagessen zähes Fleisch und Gemüse, meistens Mohrrüben mit Kartoffelstücken zusammengekocht. Körperliche Übungen jeder Art spielten eine große Rolle im Lehrplan. Der kleine Junker aus Kniephof war immer gern dabei, wenn es Turnen, Laufen, Klettern, Springen, Fechten oder Schwimmen gab. Im Sommer genoß er das gemeinsame Wandern, im Winter den Eislauf. Aber die Sehnsucht nach der Heimat und dem ungebundenen Landleben verließ ihn nie, besonders nach der Geburt, im Jahre 1827, seiner Schwester Malwine, die ihm immer nahestand. Jedesmal, wenn er an Kniephof dachte, drückten ihn das Eingeschlossensein in einem Stadtgebäude und die Zucht und regelmäßige Zeiteinteilung, denen er sich nur schwer fügte.

Nach sechs Jahren in dieser Anstalt kam Otto auf das Gymnasium, das Bernhard schon besuchte. Im Sommerhalbjahr wohnten die Brüder bei einem Lehrer, im Winterhalbjahr bei den Eltern, die dann nach Berlin kamen, um alle drei Kinder bei sich zu haben. Nach abermals drei Jahren kam Otto allein auf ein anderes Berliner Gymnasium, wo er zwei Jahre blieb. Überall fanden ihn die Lehrer begabt, wißbegierig und von Durchschnittsfleiß. Zu Ostern 1832 schloß er seine Schuljahre mit dem Abiturientenexamen ab, das ihn zum Besuch einer Universität berechtigte. Das Jahr zuvor war er eingesegnet worden vom berühmten Pfarrer und Philosophen Schleiermacher, der ihm als Konfirmationspruch die Worte des Apostels Paulus mit auf den Lebensweg gab: „Alles, was ihr tut, das tut von Herzen, als dem Herrn und nicht den Menschen.“ Ein halbes Jahrhundert später

Der Göttinger Student

11

konnte der große Bismarck bezeugen, wie tief ihn diese Feier bewegt habe und hinzufügen:

„Der Spruch soll mein Leitstern bleiben.“

II. Der tolle Bismarck (1832–1839)

Über den Marktplatz der altertümlichen kleinen Universitätsstadt Göttingen kam eine sonderbare Gestalt geschritten, ein neuer Student, der große Heiterkeit erregte. Er war ein langer, dünner Kerl, mit aristokratisch kleinen Händen und Füßen, leßtere in Kanonensstiefeln. Er rauchte eine lange Pfeife und trug einen Zylinder, unter dem struppiges rotblondes Haar in sein sommerprossiges Gesicht fiel. Die klugen Augen schienen nichts zu sehen, als das Straßenpflaster. Höchstens, daß er dann und wann einen mürrischen Blick auf seinen stummen Begleiter warf, eine große gelbe Dogge, die auf den Namen Ariel hörte. Das Allermerkwürdigste an dieser merkwürdigen Erscheinung war aber der aus Dutzenden von verschiedenen Lappen geschneiderte Schlafrock, der absolut nicht zu der sonst eleganten Kleidung als Straßenanzug paßte.

War es ein Wunder, daß die vier Mitglieder des Korps Hannovera, an denen der lange Kerl vorüberschritt, in helles Gelächter ausbrachen und daß eine schmuße junge Dame, die von ihren Morgeneinkäufen heimkehrte, belustigt den Schritt hemmte? Der Lange war aber schlecht gelaunt — er hatte soeben eine Geldstrafe von fünf Talern vom Universitätsrichter erhalten, weil er, bei einem Frühstück mit anderen übermütigen Freunden, das Tintenflexertum verflucht und ein schweres Tintenfaß zum Fenster hinausgeworfen hatte.

„Dumme Jungen!“ waren die Worte, die er den Lachenden an den Kopf schleuderte.

1-6

Cambridge University Press
978-1-107-49452-7 - Bismarck Ein Lebensbild
Baroness Seydewitz
Excerpt
[More information](#)



Der Unverwundbare

13

Ariel knurrte und ließ sich ungern von seinem Herrn zur Ruhe zwingen. Der aber hatte gleich vier Mensuren am Halse, die jedoch nie ausgefochten wurden, weil die Beleidigten den schneidigen, unerschrockenen Kerl als Mitglied für ihr Korps gewannen und sich mit einer Entschuldigung begnügten. Sie waren nicht wenig stolz auf diesen Korpsbruder, den ganz Göttingen bald als den „tollen Bismarck“ kannte. Es dauerte nicht lange, bis ein zweiter, ebenso treffender Beinamen dazu kam: „Achilleus der Unverwundbare“. Denn der tolle Bismarck, der schon als kleiner Junge sich aufs Fechten verstanden hatte, wurde oft gefordert. Man erzählt von achtundzwanzig Mensuren, in denen er nur einen einzigen, allerdings gewaltigen Hieb bekam, der von der Nasenspitze bis zum Unterkiefer ging, aber nicht zählte, weil die Klinge seines Gegners unversehens abgebrochen und dem anderen ins Gesicht gesprungen war.

Ein Menschenalter später trafen sich die Beiden wieder. Reichskanzler Bismarck zeigte auf die noch immer sichtbare Narbe und fragte lakonisch:

„Sind Sie der?“

„Ja, der bin ich, Exzellenz“, war die ebenso lakonische Antwort.

Dieser seltsame Landjunker Otto v. Bismarck schwänzte ständig das Kolleg. Er las aber verstohlen für sich und eignete sich manche Kenntnisse an, während er nach außen hin nur faulenzte, focht, mit den Korpsbrüdern feierte, Schulden machte und einen dummen Streich nach dem andern aussann oder mitmachte. Als echter Bismarck und Sohn seines Vaters war er ein starker Esser und äußerst trinkfest, auch zu Zeiten, wo ein Anderer an Appetitlosigkeit gelitten hätte. Einmal, als er das kalte Fieber hatte, verschrieb ihm der Arzt Chinin und

war mit der Wirkung deselben sehr zufrieden, denn tags darauf fand er seinen Patienten wieder gesund. Der tolle Bismarck aber gestand, daß er, statt des Chinins, von einer Sendung aus Aniephof zwei Pfund Wurst geschluckt, dazu mehrere Maß Bier getrunken und dann einen Spaziergang gemacht habe, weil er in Zimmerluft nie hätte genesen können.

Daß unter diesem verrückten Außern eine gediegene Persönlichkeit stecken könne, ahnten nur ein paar wirklich Nahestehende, unter ihnen sein Schulkamerad Moritz v. Blandenburg und Albrecht v. Roon. Einem dieser intimen Freunde schrieb Otto v. Bismarck um diese Zeit mit wahrer Selbsterkenntnis: „Ich werde entweder der größte Lump oder der erste Mann Preußens.“

Zunächst freilich schien es, als sei dieser Göttinger Student nur ein amüsanter und leutseliger Lump. Seine Eltern waren bitter enttäuscht über die Art, wie er, nach all den strengen Schuljahren, die akademische Freiheit mißbrauchte. Sein Vater weigerte sich, die Schulden seines Sohnes zu bezahlen, obgleich er es später doch tat. Die Mutter war außer sich. Hatte man Otto so sorgsam erziehen lassen, ihn zum Jura-Studium nach Göttingen geschickt, so große Hoffnungen auf ihn gesetzt, nur damit er nach drei Semestern krank und verlodert heimkehrte, ein Tunichtgut erster Güte? Es war aber doch ein guter Kern in ihm. Er ging in sich, versprach Besserung und ging zum Weiterstudium nach Berlin. Dort holte er das Versäumte nach und arbeitete allen Ernstes auf sein erstes juristisches Examen, das er auch nach drei Semestern, also Ostern 1835, glücklich bestand. Nun war er also Referendar. Er hatte mittlerweile Berlin so gründlich kennen gelernt, daß er behauptete, Droschkentuschler werden zu können, was ihm

Der tolle Jurist

15

vielleicht mehr zugesagt hätte, als der Staatsdienst, in den er jetzt trat.

Zunächst kam der zwanzigjährige Referendar zur praktischen Ausbildung an die Berliner Gerichte. Aber von der Zurückhaltung des Lernenden und der schuldigen Achtung gegen Vorgesetzte war in seinem Auftreten keine Spur. Als ihm einmal ein angeklagter Berliner zu redselig und unverschämt erschien, herrschte er ihn so an:

„Herr, mäßigen Sie sich, oder ich werfe Sie hinaus!“

Der anwesende Gerichtsrat bemerkte dazu trocken, daß das Hinauswerfen seine Sache sei, nicht die des jungen Referendars. Ein paar Minuten später unterbrach Bismarck abermals den Angeklagten, indem er ihm zubrüllte:

„Herr, mäßigen Sie sich, oder ich lasse Sie durch den Herrn Gerichtsrat hinauswerfen!“

So etwas war in der preußischen Bürokratie einfach unerhört. Aber der intelligente und aufnahmefähige Bismarck arbeitete nicht schlecht, und im Sommer 1836 bestand er sein zweites juristisches Examen.

Nun kam er nach Aachen, wo seine Eltern wertvolle Beziehungen hatten und er gute Aussichten hatte, rasch vorwärts zu kommen. Er verscherzte sich jedoch alles durch seine Arroganz und seine offen bekundete Verachtung für jede Form der juristischen Ameisenarbeit, die ihm — wie früher in Göttingen die gewissenhafte schriftliche Arbeit — nichts weiter als Tintenflexerei und eines Edelmannes unwürdig erschien. Ja, wenn er hätte befehlen können! Aber gehorchen war nicht seine Sache. Solche Worte zeigten deutlich seine Einstellung zum Dienst: „Ich will Musik machen, wie ich sie für gut erkenne, oder gar keine.“ So vernachlässigte er die Arbeit für Geselligkeit und Vergnügen und war bald ein gerngesehener

Kavalier in der internationalen Badegesellschaft Nachens, wo ihm sein vorzügliches Englisch und Französisch gut zustatten kam. Wie schon in Göttingen, so jetzt wieder in Aachen, machte er eine Zeit des Sturmes und Dranges durch, schwankte hin und her und machte seinen Eltern viel Kummer und Sorge.

Nach wiederholtem Urlaub und allerhand Besuchsreisen kehrte er, mit Beurlaubung auf unbestimmte Zeit, im November 1837 nach Kniephof zurück. Im folgenden März trat er sein militärisches Dienstjahr an. Später sah er ein, wie heilsam ihm die neue Lebensweise war. „Es hat mir sehr gut getan, auf das Wohlleben, in dem ich mich befand, zu verzichten, den Tornister auf den Rücken, die Muskete auf die Schulter zu nehmen und mitunter auf Stroh schlafen zu müssen.“

Es war gut, daß der tolle Bismarck das Leben wieder von der ernstern Seite nahm, denn die Möglichkeit des zügellosen Genießens, der bewußten Pflichtvergessenheit näherte sich ohnehin ihrem Ende. Die stolze, kluge, zielbewußte Wilhelmine v. Bismarck, deren Willen sich Mann und Kinder so lange hatten fügen müssen, war seit Jahren krank, viel kränker, als es ihre Angehörigen ahnten. Neujahr 1839 erlag sie ihrem schmerzhaften Krebsleiden. Der Witwer besprach mit seinen Söhnen — dem soliden, verheirateten Bernhard und dem hochbegabten, aber bisher wenig erfreulichen Otto — wie nun alles weitergehen sollte. Sie einigten sich dahin, daß der Vater mit der zwölfjährigen Malwine auf Schönhausen bleiben sollte, während Bernhard zwei der pommerischen Güter übernahm und Otto, der jetzt endgültig aus dem Staatsdienst trat, Besitzer von seinem Kindheitsparadies Kniephof wurde.

Mit vierundzwanzig Jahren konnte er endlich seinem Herzen